

Jüdisches Museum Berlin: Bereits am 24. Januar 1999 war der leere Bau eröffnet worden (vgl. FrRu 6[1999]227-228). Am 9. September 2001 fand die offizielle Eröffnung des mit fast 4000 Exponaten bestückten Museums statt. Für die Öffentlichkeit ist es seit dem 11. Sept. zugänglich. In seiner Vielfalt soll das Museum nicht ausschließlich an die Schoa erinnern, sondern die zweitausendjährige Geschichte der Juden in Deutschland lebendig werden lassen.

Ebenfalls der Geschichte der Juden gewidmet ist das am 23. September 2001 in Halberstadt eröffnete **Behrend-Lehmann-Museum** für jüdische Geschichte und Kultur. Behrend (Issachar) Lehmann (1661-1730) war Hofjude und Finanzier des Sachsenkönigs August II. (1670-1733). Das Museum gehört zur Moses-Mendelssohn-Akademie Halberstadt. Bis 1930 war Halberstadt Zentrum des deutschen orthodoxen Judentums. Heute hat Halberstadt keine jüdischen Bürger mehr.

Während seiner Reise nach Kasachstan und Armenien (22. bis 27. September 2001) besuchte Papst Johannes Paul II. auch das **Tzitzernagaberd-Denkmal** in Eriwan, die Erinnerungsstätte an den Genozid an den Armeniern. Nach einer früheren Welle (1895/1896) waren zwischen 1914 und 1922 über eine Million Armenier dem türkischen Völkermord zum Opfer gefallen. In seinem Gebet sagte der Papst u. a.: *„Herr, höre die Klage, die von diesem Ort aufsteigt, die Stimme der Toten aus dem Abgrund des ‚Metz Yeghêrn‘, den Schrei des unschuldigen Blutes, das schreit wie das Blut Abels, wie Rachel, die um ihre Kinder weint, die nicht mehr sind [...] Tief bedrückt durch die schreckliche Gewalt, die dem armenischen*

Volk angetan wurde, fragen wir uns bestürzt, wie es möglich ist, daß die Welt noch so unmenschliche Verirrungen erfahren muß.“ Vor dem Besuch war eine Gedenktafel für Papst Benedikt XV. (1854-1922) angebracht worden, der schon 1915 seine Stimme erhoben hatte zum Schutz des „schwer bedrängten armenischen Volkes, das an den Rand der Vernichtung gebracht wurde“.

Das **Gedenken an Babij Jar** (vgl. FrRu 8[2000]318) war Thema einer Veranstaltung der Israelitischen Kultusgemeinde in München am 20. September 2001. Mitveranstalter war der Verein „Phönix aus der Asche“, gegründet von Getto- und KZ-Überlebenden aus der ehemaligen Sowjetunion. Nach Jürgen Zarusky vom Institut für Zeitgeschichte wußte man im Ausland bereits im Oktober 1941 über das Massaker Bescheid. Das heutige Gefahrenpotential vor Augen, mahnte Gemeindepräsidentin Charlotte Knobloch: „Babij Jar fordert uns auf, wachsam zu bleiben, dem Antisemitismus und Rechtsextremismus die Stirn zu bieten.“

Emilie Schindler, die Witwe von Oskar Schindler, starb am 5. Oktober 2001 in Berlin im Alter von 93 Jahren. Immer nur im Schatten ihres Mannes gesehen, war ihre bedeutende Rolle in den in „Schindlers Liste“ verfilmten Ereignissen zwischen 1939 und 1945 kaum zur Kenntnis genommen worden. Bekannt wurde sie erst, als sie gegen die *Stuttgarter Zeitung* wegen der Rechte für Briefe, Dokumente und Fotos, die in einem Koffer Oskar Schindlers, der 1999 gefunden worden war, prozessierte und verlor. Der Koffer ist inzwischen an die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem gegeben worden.

Die Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche will ihr Verhältnis zum Judentum auf neue Grundlagen stellen. „Der Antijudaismus ist weder bei uns noch weltweit gebannt, und wir haben daran ursächlich teil“, heißt es in einer von der Synode in Rendsburg verabschiedeten Erklärung. Die Zeit sei reif, „unser Verhältnis zum Judentum neu zu bestimmen“. Die Kirche sei durch antijüdische Auslegungen der Bibel und durch eine entsprechende Verkündigung und Lehre „mitverantwortlich und mitschuldig an der Jahrhunderte langen Geschichte der Juden im Abendland, ihrer Entrechtung und Verfolgung,

die in der fast vollständigen Vernichtung des europäischen Judentums, der Schoa, gipfelte“, so die Erklärung. Es gelte, das Judentum verzerrende Denkmuster zu überwinden und falsche Auslegungen biblischer Texte zu revidieren. Christliche Verkündigung und Lehre dürften nicht dem Antisemitismus Vorschub leisten. „Allen Versuchen, die darauf zielen, Juden von ihrer Religion abzubringen“, müsse widersprochen werden. Wichtig sei, „die Verschiedenheit der beiden religiösen Traditionen ebenso zu achten, wie wir uns über die wiederentdeckte Nähe freuen“, unterstrich die Synode (KNA).

Leser-Echo

Schlomo Marcus aus Jeruham, Israel, fügt dem Artikel über Rabbiner Joseph Eschelbacher (FrRu 8[2001]173-181) persönliche Ergänzungen hinzu.

Vor einigen Tagen gelangte Heft 3/2001 Ihres wie immer reichen, bewegenden *Freiburger Rundbriefs* mit Dr. Mehnerts Artikel über meinen Großvater, Rabbiner Joseph Eschelbacher, zu uns. Ein großes Werk tun Sie. Es ist für mich etwas Besonderes, daß das unter schwerem, damals noch „nur“ geistigem Ringen doch Erreichte, nicht vergessen wird, vielleicht weiterhin wirken kann.

Dieser Artikel kann natürlich nicht mehr als ein Hinweis sein. Von frühester Kindheit an lag die Erinnerung dieses Disputes in unserer Familie wie eine schwere, immer drohende Wolke unvergessen über Allem. Erlebt wurde nicht nur der Schmerz des Sisyphuskampfes meines Großvaters. Erlebt wurde auch der über Generationen dauernde Versuch der Nihilierung jüdischer Existenzberechtigung. Das Bewußtsein kommenden Unheils lebte in unserem Haus. Ob dieses „existentielle“ Erlebnis vielleicht später in Stefan Zweigs *Jeremias* seinen Ausdruck fand? 100 Jahre nach jenem Disput werden uns wieder ertiefste Seins- und Existenzberechtigungen abgesprochen. Eine weitreichende Endlösung wird für uns programmiert, hier und heute.

Vor etwa hundert Jahren schrieb mein Großvater, Dr. Joseph Eschelbacher, aus seinem Ringen um damals „nur“ geistige Existenz unseres Volkes diese Worte, die auch heute wahr sind: „Die redliche Apologetik ist [...] die Rechtfertigung des zu Unrecht Beschuldigten, die Darstellung des wirklichen Wertes der vertretenen Sache, die Würdigung des Verkannten oder nicht genügend Beachteten“ (*Korrespondenzblatt des Verbandes der deutschen Juden*. Oktober 1908, in: *Im deutschen Reich*, XV. Jahrg. No. 1, Januar 1909).